Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 17

Artikel: Das neue Lory-Spital in Bern

Autor: Kehrli, J.O.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637602

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

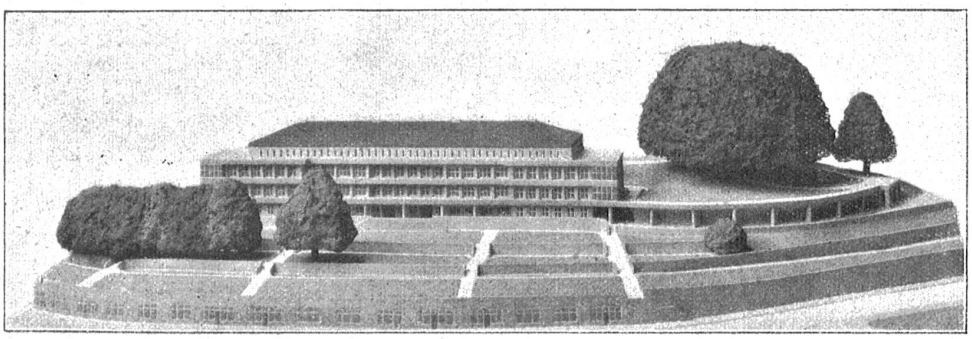
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Lory-Spital in Bern.
Das Ausführungsmodell der I. Bauetappe, Südbau. (Aufnahme von S. Henn.)

Das neue Lory-Spital in Bern.

Seit Jahr und Tag hörten und lasen wir Berner von einem „Lory-Spital", das einmal gebaut werden solle. Vorderhand seien aber noch dieses Hindernis und jene Schwierigkeit zu überwinden, hieß es.

Heute nun können wir die frohe Meldung bringen, daß schon im nächsten Monat mit dem Bau des Lory-Spitals begonnen wird.

Wohin kommt es zu stehen, wie wird es aussehen, wie eingerichtet sein, und aus welchen Mitteln wird der Bau bestritten? All' diese Fragen sind für das ganze Bernbiet wichtig und verpflichten vor allem die „Berner Woche" zu einer Antwort.

Vom Lory-Spital kann nur im Zusammenhang mit dem Insel-Spital gesprochen werden, denn das Lory-Spital ist ein Teil der großen Inselspitalanlage.

Das Insel-Spital, oder wie wir in Bern kurz sagen, „die Insel", führt ihr Dasein auf eine Stiftung der hochherzigen Frau Anna Seiler zurück, die diese im Jahre 1354, also vor nahezu 600 Jahren, errichtet hat. Der schöne Brunnen in der Marktgasse (am „Wybermärit", wie die alten Berner diese Gasse nannten) mit dem Standbild der Anna Seiler erinnert heute noch an die Wohltäterin. Als im Jahre 1528 nach der Einführung der Reformation in Bern die Klöster aufgehoben wurden, fielen die Güter und Einkünfte des Brunnadernklosters dem Spital der Seilerin zu, das damals an der Zeughausgasse stand. Drei Jahre später richtete man das Dominikanerinnen- oder Inselkloster als Spital ein, das von nun an Inselspital hieß. Im 18. Jahrhundert wurde ein neues Spital an der Inselgasse gebaut. Dieses mußte in den 1880er Jahren dem neuen Bundeshaus-Ostbau weichen. 1881—1885 wurde unweit dem Schlosse Holligen das neue Inselspital gebaut von den Architekten Schneider und Hodler.

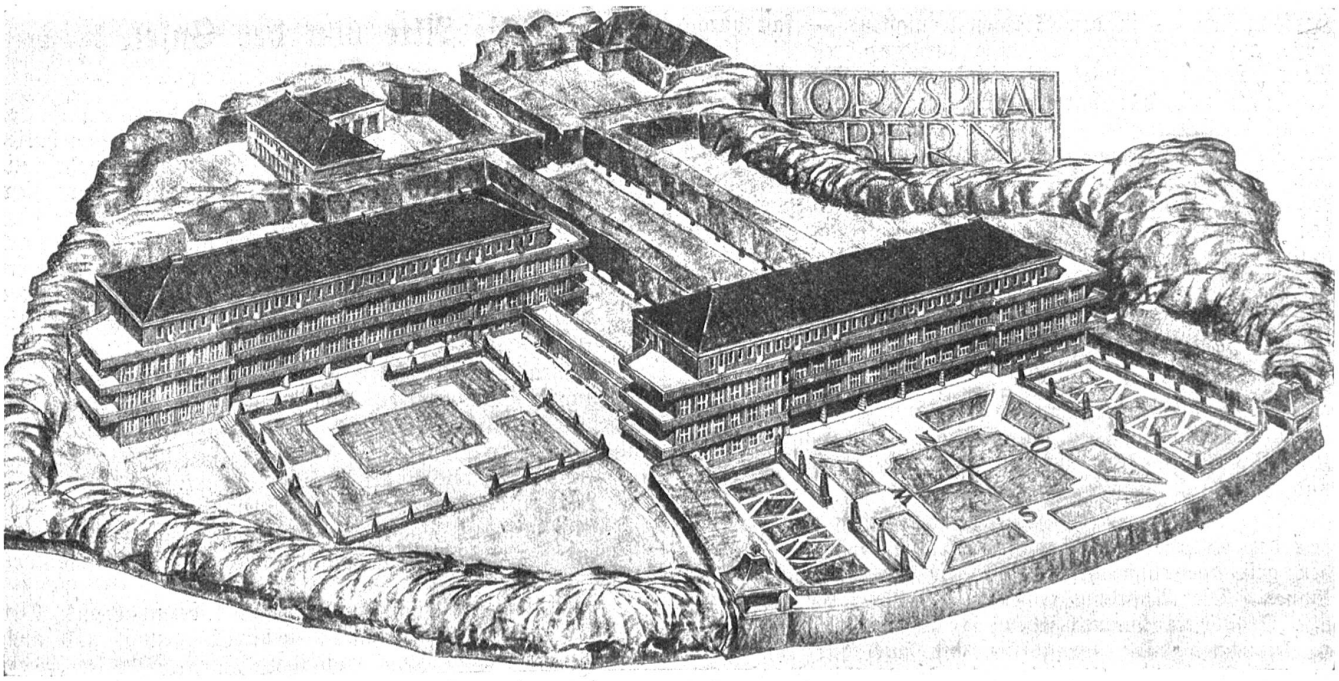
Im Laufe der nächsten Jahre entwickelte sich die „Insel" zu einem kleinen Städtchen und ist heute die größte Spitalanlage im Kanton Bern. Wohl verstanden: Die „Insel" ist aber kein staatliches Institut in der Gestalt etwa eines Kantonsspitals, wie wir es anderswo antreffen. Immerhin sind dem Spital die staatlichen Universitätskliniken angegliedert, so daß es doch den Rang und die Bedeutung eines Kantonsspitals hat, um so mehr als es auch Kantonsspital für arme Kranke ist.

Wie dies weiter nicht zu verwundern ist, hat die „Insel" mit schweren finanziellen Sorgen zu kämpfen. Der Kanton ist ihr denn auch wiederholt zur Seite gestanden. Zuletzt ist dies 1923 durch das „Gesetz betreffend Hilfeleistung für das Inselspital" geschehen, das jede Einwohner- und gemischte Gemeinde des Kantons verpflichtet, an das Inselspital einen jährlichen Beitrag von 30 Rappen auf den Kopf der Wohnbevölkerung zu entrichten. Der Kanton selbst hat der Insel denselben Beitrag von 30 Rappen auf den Kopf der Wohnbevölkerung auszurichten.

Durch letztwillige Verfügung hat der am 5. Dezember 1909 gestorbene Carl Ludwig Lory dem Inselspital den Hauptteil seines Vermögens im Betrage von Fr. 3,403,087 vermacht unter der Bedingung, daß dieses Geld nur für Erweiterungsbauten verwendet werden dürfe. Dem großen Wohltäter war nur zu gut bekannt, daß die „Insel" fortwährend an Platzmangel leidet. So wollte er vermeiden, daß die Erträgnisse seines Vermögens zum Unterhalt des Spitals verwendet werden. Da dieses aber namentlich in den Kriegsjahren unter beträchtlichen Betriebsverlusten zu leiden hatte, mußte die Erweiterung der „Insel" durch den Bau des neuen „Lory-Spitals" immer wieder hinausgeschoben werden. Es darf als das große Verdienst unseres Unterrichtsdirektors, des Herrn Regierungsrat Leo Merz, angesehen werden, daß es ihm gelang, das „Inselhilfsgesetz" vom Jahre 1923 zur Annahme durch das Volk zu bringen. Dieses Gesetz sichert die Mittel für den Betrieb eines Erweiterungsbaus für 70 bis 80 Betten. Der Verwaltungsausschuß der Inselkorporation eröffnete bald nach der Annahme des Gesetzes unter den bernischen Architekten einen Wettbewerb zur Erlangung von Plänen für ein „Lory-Spital". Bereits im Jahre 1919 hatte die Korporation vorsorglich die benachbarte „Engländerhubel"-Besitzung aus dem Lory-Legat käuflich erworben, auf der das neue Spital gebaut werden sollte und deren Wohnhaus als Erholungsheim für Patienten des Inselspitals umgebaut worden ist. Das Lory-Spital soll nach den Vorschriften des Testators in erster Linie Kranke aufnehmen, die wegen Platzmangel oder andern Gründen in der „Insel" nicht aufgenommen werden können. Es sind dies hauptsächlich Patienten mit chronischen Erkrankungen der Atmungs- und Zirkulationsorgane. Das neue Spital muß also so gebaut werden, daß es von der Sonne reichlich beschienen wird.

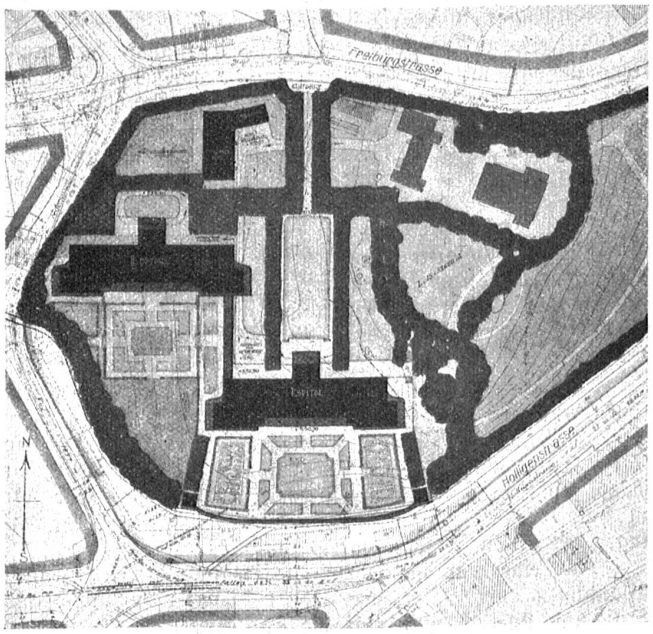
Carl Ludwig Lory (1838–1909).
Dank der hochherzigen Stiftung dieses Mannes ist heute die Inselkorporation in der Lage, zwei neue Krankenhäuser bauen zu lassen.

Der erste Wettbewerb zeitigte kein befriedigendes Ergebnis. In einem zweiten Wettbewerb klärte sich aber die Sache ab, so daß das Preisgericht, in dem Bausachverstän-



Lory-Spital in Bern. — Fliegerbild der Gesamtanlage aus Südwest. Nach einem Entwurf der Architekten Salvisberg & Brechbühl.
(Cliché aus der „Schweiz. Bauzeitung".)

dige und Mediziner saßen, zu dem einstimmigen Beschlusse kam, den Entwurf der Architekten Salvisberg & Brechbühl zur Ausführung zu empfehlen. Dem Bericht des Preisgerichts seien folgende Stellen entnommen: „In dem Projekt vereinigen sich die Vorzüge eines gründlichen, wohl abgewogenen, dem Gelände gut angepaßten Situationsplans. Die Stellung der Gebäude, die Beziehung dieser Gebäude zu den vorzüglich disponierten Gartenräumen, Zufahrten und Alleen ist mustergültig ... Die Architekten haben ferner ihre Bauten zu überzeugend klarer architektonischer Wirkung gebracht. Die Elemente, die ihnen dazu dienten, sind ganz natürlich entwickelt, einerseits aus den Bedingungen, die bezüglich Besonnung und Beleuchtung der Zimmer an ein Krankenhaus gestellt werden müssen, anderseits aus der durch diese Bedingungen erforderlichen Konstruktionsweise.



Lory-Spital in Bern. — Lageplan zum Ausführungs-Entwurf, 1 : 2500.
(Cliché aus der „Schweiz. Bauzeitung".)

Trotzdem die Bauten weder heimatschützlerische noch formalhistorische Elemente aufweisen, werden sie sich sowohl in den Bauplatz wie in das allgemeine Stadtbild Berns würdig einreihen. Ja, man muß hervorheben, daß eben diese Architektur mit den alten Bauten Berns eine viel größere geistige Verwandtschaft als mancher historisierende Neubau deswegen aufweist, weil das architektonische Grundgesetz, aus Zeit und Bedürfnis heraus zu schaffen, beiden in gleicher Weise zugrunde liegt."

Dieser Bericht des Preisgerichts ist besonders interessant, wo er sich über die Frage ausspricht, ob sich die neuen Bauten mit dem Landschaftsbilde und der herkömmlichen bernischen Bauweise vertragen. Das Preisgericht hat hier die Einwände eiliger Beurteiler herausgefühlt und von vornherein überzeugend widerlegt.

Soll dies bernische Bauweise sein? So wird etwa die Frage lauten. Die Frager übersehen dabei, daß sie von einer unrichtigen Voraussetzung ausgehen. Denn, was ist bernische Bauweise? Das spätgotische Münster oder das barocke Bern des 18. Jahrhunderts? Und dann: Haben nicht just die Baumeister des 18. Jahrhunderts mit der überlieferten Bauweise (Gotik, Renaissance) gründlich gebrochen und so gebaut, wie es der damaligen Zeitauffassung entsprach! Ist es schließlich nicht ein Widerspruch in sich selbst, wenn immer wieder gefordert wird, sich an die Bauweise unserer Vorfahren anzulehnen? Hätten diese so gedacht, so stünden wahrhaftig im Abendland nichts als griechische Tempel! Einmal muß mit dem Herkömmlichen gebrochen werden. Dieses Anlehnen an Früheres haben wir nun gründlich satt. In Wirklichkeit kommt es immer auf ein Zusammenmausen alter Baugedanken hinaus. Wir möchten nicht mißverstanden werden: Selbstverständlich hat ein Baumeister darauf Rücksicht zu nehmen, in welche Umgebung sein Bau zu stehen kommt. Es ist auch nicht gleich, ob er in Norddeutschland oder in Bern errichtet werden soll. Aber sonst weg mit dem heuchlerischen Anlehnen an überlieferte Formen, das im Grunde nur ein Zeugnis für Gedankenarmut ist. Und noch ein Wort in diesem Zusammenhang über den Heimatschutz: Es gibt eine Auffassung vom Heimatschutz, und sie ist leider noch sehr stark verbreitet, die nur das als mit der Heimat vereinbar gelten lassen will, was dem Herkömmlichen nicht zuwiderläuft. Sie übersieht, daß das

Herkömmliche — in den Städten wenigstens — fast durchwegs auf ausländische Einflüsse zurückzuführen ist. Unser Berner Münster beispielsweise ist in Süddeutschland heimatberechtigt, und das barocke Bern ist eine von Frankreich beeinflußte Bauweise. — Der Schreibende ist ein Freund des Heimatschutzes und arbeitet in dieser Vereinigung gerne mit. Ihr ideales Ziel sucht er aber dadurch zu fördern, daß er für Bauten eintritt, die infolge ihrer Eigenwilligkeit den Beweis erbringen, daß ein freischöpfender Geist dahinter steckt. Er freut sich deshalb für Bern über das im besten Sinne des Wortes als modern anzusprechende Lory-Spital. Dessen Außenansicht wird wahrscheinlich im Anfang auf Widerstand stoßen, weil sie — glücklicherweise — einmal auf all die Mätzchen verzichtet, die einem Bau ein angeblich bernisches Gepräge geben. Die Nörgler werden aber bald einmal verstummen. Das zum mindesten werden sie vorbehaltlos zugeben müssen, daß die Außenansicht des Lory-Spitals wirklich auf ein Krankenhaus schließen läßt und nicht auf einen Hotelbau.

Die Kranken, die dieses Spital beziehen müssen, werden den Erbauern Dank wissen für die reiche Gelegenheit, den gesundheitssuchenden Körper in der Sonne baden zu können. Die Anordnung der Liegehallen, die sich durch alle Stockwerke hindurchziehen, ist als meisterhafte Lösung zu bezeichnen. Die Grundrisse sind auch für den Laien von überzeugender Klarheit und Zweckmäßigkeit. — Die Projektverfasser sind Berner. Architekt Salvisberg lebt seit Jahren in Berlin, wo er sich in den letzten Jahren zu einem der führenden Architekten Deutschlands emporgearbeitet hat. Sein langjähriger Mitarbeiter, Architekt Brechbühl leitet in Bern das Filialbureau, das Otto Salvisberg schon vor Jahren hier errichtet hat. Diesem Umstand ist es zu verdanken, daß sich einer der ersten Architekten Deutschlands am Wettbewerb beteiligen konnte.

Vorderhand werden auf dem Engländerhubel zwei Krankenpavillons gebaut mit rund 200 Betten. Ein dritter Pavillon soll später in Angriff genommen werden. So bietet sich für die Zukunft Gelegenheit, die Besitzung zu einer großzügig und städtebaulich wohldisponierten Anlage auszubauen. Es wird sich dann auch erweisen, daß die neuzeitlichen Bauten aus dem 20. mit dem aus dem 18. Jahrhundert stammenden Landhaus, das bereits auf dem Engländerhubel steht, prächtig harmonieren. Zu wünschen ist, daß die Häuser südlich dem Stadtbach, der die Besitzung am Südhang durchfließt, mit der Zeit abgerissen werden. Es ließen sich an ihrer Stelle am zweckmäßigsten Gärtnereianlagen erstellen.

Obschon das Lory-Spital heute nur nach dem Modell, den Plänen und Grundrissen beurteilt werden kann, so gelangt man doch nach reiflichem Studium zum Schlusse, daß der zur Ausführung angenommene erstausgezeichnete Entwurf eine überragende Lösung der Aufgabe darstellt, ein Krankenhaus zu bauen. Dr. J. O. Kehrli.

Sehnsucht.

Du dunkler Wald, nimm meine Sorgen auf,
Birg sie erbarmend in der tiefsten Ecke,
Und türme schützend ein Vergessen drauf,
Daß Keines Lachen höhnend sie entdecke.

Nun wand're ich. Ade, mein guter Wald!
Der Sorgenbürde sag' ich: Gottbefohlen.
Wer weiß, vielleicht wend' ich den Fuß gar bald,
Muß wieder die verborg'nen Lasten holen. —

Nur heute schenk mir diesen Frühlingstag,
Wo frischumlaubt die schmucken Wipfel ragen,
Von Sonnenzauber voll und Finkenschlag —
Dann will ich froh die Bürde weiter tragen.

E. Oser.

Die Alte von der Insel.

Von Ruth Wyßenbach.

Sie wohnte jetzt seit drei Jahren in der alten Hütte, die man ihr aus Gnade so billig wie möglich gelassen hatte. Sie war sechzig und konnte schwere Arbeit nicht mehr tun. Zum Leben brauchte sie ja nicht viel, und die Fischerweiber brachten ihr hin und wieder etwas.

„Lebt die denn noch?" fragte hie und da einer.

„Ja, die wird hundert", entgegnete eines der Weiber.

Frau Wengelin aber, die blonde Bäckersfrau, sagte: „Ja, alte Jungfern haben ein zähes Leben, die sind wie die Katzen."

Thyra Wengelin hatte einst Sven Anderson geheiratet, vor Jahren. Das war eine Liebe. Zehn Jahre hatte sie ihm angehört und hatte drei Kinder von ihm. Von einer Meerfahrt im elften Jahre war er nicht mehr wiedergekehrt.

Auch ihre drei Kinder starben.

Als ihr viertes, der kleine Sven geboren wurde, saß sie allein mit dem Kinde. Sie war noch jung, und so nahm sie denn den Bäcker Wengelin zum Manne und bekam jedes Jahr ein Kind.

Der kleine sechsjährige Sven hatte es nicht gut. Der Stiefvater schlug den Jungen mehr als genug, und auch die Mutter fragte wenig nach ihm.

Die einzige, die Sven liebte, war die alte Inge. Sie liebte das vaterlose Kind über alles in der Welt und zu ihr flüchtete er auch stets, wenn er zu Hause verprügelt worden war.

Für alle Schmerzen, die ihrem Liebling widerfuhren, hatte sie ein mitfühlendes Herz, und sie litt mit ihm. —

Immer mehr schloß sich der Junge an Inge an, und diese, die niemand hatte in Gottes weiter Welt, war glücklich in der Liebe dieses Kindes, das fast ebenso verlassen war, wie sie selbst.

Die alte Inge hatte ihre Eltern kaum gekannt. Ihr Vater war ein Fischer und ein Trunkenbold und starb zwei Jahre nachdem man seine Frau begraben hatte. Fremde Leute nahmen sich der Waise an, die früh für ihr Leben sorgen mußte. Sie war Magd auf den Bauernhöfen. Sie wurde nicht verwöhnt von den Annehmlichkeiten des Lebens, im Gegenteil.

Inge war nicht häßlich, aber ihre Armut lockte die Freier nicht an. Sie trug ihr Los ergeben. Sie war still und sprach nie viel, es war fast, als ob sie menschenscheu wäre. Niemand kümmerte sich viel um sie.

Nur Sven Anderson machte eine Ausnahme; er sprach freundlich mit ihr. Es war ihre einzige angenehme Stunde, wenn sie mit Sven Anderson einige Minuten plaudern konnte. Das war so schön, und die ganze Woche hatte sie bei der Arbeit etwas, an das sie denken konnte. Aber Sven Anderson ging dann zur See und kehrte oft Monate lang nicht wieder zurück.

Dann verlobte er sich mit der schönen blonden Thyra, und alle Hoffnungen gingen wieder schlafen. Später hatte sich alle Liebe dem kleinen Sven zugekehrt, und je ärger sie ihn quälten, desto mehr schloß sie den kleinen Jungen in ihr Herz; sie haßte diese Mutter, die ihn so schlagen ließ, daß er oft ganz blau war am Körper.

Die alte Seele konnte nicht verstehen, daß man einem Sven Anderson hatte angehören können und dann den dicken Bäcker Wengelin heiraten. Inge meinte, sie hätte ihrem Sven Treue halten sollen übers Grab hinaus. Dem war jedoch nicht so. Das Bild ihres ersten Mannes war nur zu bald verblaßt in Thyras Herzen, die Sorge des Alltags, die vielen Kinder waren schuld.

Nur eine war im Dorfe, die erzählte den leuchtenden Blauaugen vom Vater, wie schön er gewesen, so blond und groß und stattlich, das war die alte Inge.

„Und siehst du, mein Junge", sagte sie mit lächelndem Gesichte, in das die Jahre so viele Furchen und Runzeln